

Ulrich Laepple

Ein diakonisches Klima in der Gemeinde gestalten

(Veröffentlicht in: 3E - echt. evangelisch. engagiert. Das Ideenmagazin für die Kirche 4/2013, S. 24-26)

Klimaerkundung

Welches „Klima“ in einer Gemeinde herrscht, spüren wir manchmal schon beim Hereinkommen in einen Gemeinderaum, beim Mitfeiern eines Gottesdienstes und erst recht an der Weise, wie die Menschen miteinander umgehen: Ob eine gewisse Heiterkeit, Natürlichkeit, ob Interesse und Offenheit füreinander da ist, wie die Menschen einander begegnen, wie sie kommunizieren, auch wie man als „Neuer“ angesprochen und begrüßt wird. Und welche Art von Leuten hier zusammenkommt, wie die Räume wirken. In alledem und noch in vielem mehr wirkt sich aus, was wir mit dem eher unbestimmten Wort „Klima“ meinen. Wie ich dieses Klima „vertrage“, entscheidet darüber, ob ich gerne komme, gerne da bin und gerne mitarbeite. Sicher ist: Ein gutes „Klima“ fördert die Freude, erhöht die Bereitschaft zum Mitmachen und stärkt die Lebendigkeit einer Gemeinde.

Klima(ver)änderung

Aber kann man ein Gemeindeklima „gestalten“, also verändern? Das Klima an der Nordsee oder am Mittelmeer ist, wie es ist - da ist nichts zu machen. Interessant ist aber: In der Organisationsentwicklung, wo es um eine gute Unternehmenskultur von Unternehmen und Betrieben geht, ist die Frage nach dem „Klima“ und seiner Gestaltung von großem Gewicht. Sollte das – trotz der Unterschied zu einem weltlichen Betrieb - nicht auch in der Gemeinde ein Anreiz sein zu fragen: Wer oder was hat Einfluss auf die Gestaltung des Klimas in einer Gemeinde, wenn es so wichtig ist, und in welche Richtung wollen wir es gestalten, also verändern?

Es gibt zwar Pessimisten, die sagen - nicht ohne entsprechende deprimierende Erfahrungen gemacht zu haben -, Gemeinden seien „veränderungsresistent“ – was nichts anderes heißt als: „Da ist Hopfen und Malz verloren“. Ist das so? Andere sagen: „Doch, Gemeinden können sich entwickeln, können sich im Hören auf das biblische Wort und in Kooperation mit dem Geist Gottes „reformieren“ und weise Entscheidungen treffen. Gemeinden sind nicht verdammt, in einem schlechten Klima gefangen zu bleiben. Veränderung ist möglich!“ Wenn der Apostel Paulus sagt: „Verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes...“ (Röm.12,2), dann meint er ganz sicher auch Gemeinden.

Was ist das „Diakonische“ an einer Gemeinde?

Auf das „Diakonische“ in der Gemeinde angesprochen, antwortet ein Pfarrer etwas gereizt: „Was sollen wir denn noch alles machen!?“ Doch diese Antwort beruht auf einem großen und verbreiteten Missverständnis. Denn „Diakonie“ ist nichts Zusätzliches, nichts, was eine Gemeinde „auch noch“ macht. „Diakonie“ ist vielmehr, was eine Gemeinde *ausmacht*.

Was ist damit gemeint? Es lässt sich eindrücklich an einer Gemeinde aus dem Berliner Norden zeigen. Ihr Pfarrer beschreibt sie so: „Je größer die Gemeinde, umso mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatten wir all die Jahre hindurch ‚unser Ohr am Boden‘: Liebeshungrige Kinder beim ‚offenen Nachmittag‘, Konfirmanden

aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach ‚nur‘ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Das sind die Menschen, die wir seit Jahren nicht nur ‚betreuen‘, sondern die in Christus neues Leben gefunden, seine Gemeinde als ihr Zuhause entdeckt haben und mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut.“ Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als ‚Brennglas‘ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft. Ist der Name Jesus wirklich im Sinne von ‚Heil und Heilung‘ unter uns präsent? Besteht die Erwartung, dass Gottes ewiges Heil sich auch in Raum und Zeit heilend auswirkt am ganzen Menschen, also an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich?“ (aus R. Rentschler, U. Laepple, Kirche mit Herz und Hand. Wie Gemeinden ihr diakonisches Potenzial entfalten können, Aßlar, 2009, S.104f)

In diesen Sätzen spiegelt sich „diakonisches Klima“. Und wenn wir unsere Gemeinden in ihnen spiegeln, stellen sich folgende Fragen:

- Haben wir in unserer Gemeinde „unser Ohr am Boden“, haben wir Augen, die wirklich sehen und sehen *wollen* („liebeshungrige Kinder“, „zerbrochene Familien“, „seelische Abgründe“)? Und *wenn* wir sehen – welche Folgen hat das?
- „Betreuen“ wir nur, oder teilen wir das Verständnis, dass Gott „seine Gemeinde gerne mit denen baut“, die an Leib und Seele verletzt sind und Brüche in ihrer Biografie mit sich tragen? (Gehören wir, mehr oder weniger, nicht alle dazu?). Qualifiziert sie vielleicht gerade dieses scheinbare „Defizit“ zu einem bestimmten Dienst in der Gemeinde?
- Und Hand aufs Herz: Ist unsere Gemeinde wirklich „Spiegelbild“ der Gesellschaft, wie jener Pfarrer schreibt, oder fühlen sich die, die am Leben verletzt sind und die, die nicht aus dem bürgerlichem Milieu stammen, bei uns eher fehl am Platz? Wie „gebildet“ oder „anständig“ muss man durchs Leben gekommen sein, um einer von uns zu werden?
- Und nicht zuletzt: Ob wir erwarten, dass Gottes Heil in unserer Gemeinde konkret „an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich“ erfahren wird? Ob diese Erwartung in der Predigt geweckt wird, wir damit betend rechnen und die Gemeinde danach ausrichten und gestalten?

Meine, deine, unsere Diakonie

„Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er von Gott empfangen hat – als gute Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes“ (1.Petr. 4,10). Dieser Satz beschreibt eindrücklich die Voraussetzungen und die Kennzeichen eines diakonischen Klimas.

Das hier gebrauchte Verb „dienen“ gehört im griech. Neuen Testament zur großen Wortfamilie „diakonein“ - wie „Diakonie“ (Dienst) und „Diakon“. Diese Begriffe sind im Neuen Testament – anders als wir meist denken - keine Spezialworte für soziales Hilfehandeln, schon gar nicht nur von Institutionen der Pflege (Diakoniestation), einer großen Hilfeeinrichtung wie Bethel oder der Sozialarbeit eines „diakonischen Werks“. Nein, diese Begriffe sind von Hause aus Grundworte der Gemeinde, Basisworte für die Gestaltung ihrer Gemeinschaft. „Diakonisch sein“ bedeutet darum: Was Du von Gott empfangen hast, gehört nicht nur dir, es gehört in die Gemeinde und soll Anderen zugute kommen. Bring deine Gaben in die Gemeinschaft ein – dann wird dein Singen dein Beten oder die Gabe der Organisation zur Diakonie für andere, genauso deine Gabe der Rede oder des scharfen Verstands. Wenn du Kindern Geschichten spannend erzählen oder Jugendliche bei ihren Interessen packen kannst, ob es das Zuhören im Besuchsdienst ist, das Leiten einer Sitzung oder die Kunst der

Raumgestaltung, dann erkenne: Das Puzzleteil, das du zum Ganzen beitragen kannst, ist deine Diakonie!

Eine Gemeinde wird also diakonisch, wenn die, die zu ihr gehören, die Gaben einbringen und ausleben (auch ausleben dürfen!), die Gott in ihnen angelegt hat. Dass dies geschieht und gelingt, ist eine der vornehmsten Pflichten der Gemeindeleitung: Sie soll Gaben entdecken, wecken, wertschätzen und sie mit den „vielfältigen“ Gaben zusammenbringen. Das ist ein wesentlicher Faktor für das Entstehen eines „diakonisches Klimas“.

„Einander“ – ein diakonisches Schlüsselwort

„Dient *einander*“! Dieses unscheinbare Wörtchen „einander“ sollten wir nicht überlesen. Es birgt ein wertvolles Geheimnis und meint Gegenseitigkeit: Jeder kann geben, und jeder ist bedürftig. Keiner ist nur stark, und keiner ist nur schwach. Keiner ist nur arm und keiner ist nur reich. Und keiner ist das eine oder das andere immer. Das Neue Testament lässt an vielen Stellen ein besonderes Gespür für die Gegenseitigkeit im zwischenmenschlichen Umgang erkennen: „Die brüderliche Liebe *untereinander* sei herzlich.“ „*Einer* komme *dem andern* mit Ehrerbietung zuvor“ (Röm.12,10). „*Einer* trage des anderen Lasten“ (Gal.6,2) u.ö..

Hinter diesem „einander“ steht eine Haltung, die Haltung der Aufmerksamkeit, Achtung und Liebe gegenüber dem Anderen. Sie will uns davor bewahren, einem „Helfersyndrom“ anheimzufallen. Denn das beste Helfen kann verdorben werden, wenn der Helfer seine Stärke so hervorkehrt, dass der, dem geholfen wird, sich „klein“, „mickrig“ und „unmündig“ vorkommt (oder dazu gemacht wird). Ich erinnere mich an das harte, aber verständliche Wort einer bettlägerigen Kranken, die zu einer Besucherin sagte: „Ich kann Ihre kraftstrotzende Art nicht mehr ertragen.“ Die Besucherin hat die Besuchte aus dem Blickfeld verloren. Aber in der Haltung des „Einander“ übt man keine Dominanz aus, spielt man nicht die Überlegenheit über den Schwächeren aus. Sie bewahrt vor Maßlosigkeit und Burnout. Wer nicht mehr empfangen kann, weil er nicht mehr um seine eigene Bedürftigkeit weiß, ist ein schlechter Helfer.

Das Wörtchen „einander“ zeigt uns, dass die Aufgabe, ein diakonisches Klima zu gestalten, ein besonderes Übungsfeld darstellt. Es stellt uns vor besondere Aufgaben: „Wie kann eine Gemeinde zum gemeinsamen Lebensraum von Gesunden und Kranken, von Behinderten und Nichtbehinderten, von Starken und Schwachen, von Armen und Reichen, von Stablen und Instablen, von Leistungsfähigen und Leistungsschwachen, von Außenseitern und gesellschaftlichen Insidern werden? Wie kann also *miteinander* gelebt werden und nicht nur *für andere* etwas getan werden?“ (Paul-Hermann Zellfelder-Held, Solidarische Gemeinde. Ein Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung, Neuendettelsau 2002, S.21f)

In einem diakonischen Klima wachsen schöne Pflanzen

Die Antwort auf diese Fragen muss jede Gemeinde geben. Aber man soll wissen: Die Gemeinde ist ein Ort, wo Erfahrungen mit „Diakonie“ zum Alltäglichen gehören wollen: Wenn eine behinderte Konfirmandin im Rollstuhl selbstverständlich in die Konfirmandengruppe integriert ist und am Konfirmationstag eingeseignet wird; wenn eine Sonderkollekte für Kinder abgekündigt wird, die die Sommerfreizeit der Gemeinde nicht bezahlen können und dann der Kollektenkorb übertoll ist von Geldscheinen; wenn die AA-Gruppe, ohne stigmatisiert zu werden, sich im Gemeindehaus trifft; wenn für Kranke gebetet wird und der gemeindliche Besuchsdienst mit der Diakoniestation zusammenarbeitet...

Irgendwann wird sich dann der Radius noch weiter öffnen und das Gemeinwesen mit seinen sozialen Herausforderungen schärfer in den Blick kommen, dessen Teil die Gemeinde selber doch ist. Darum war es nicht zufällig, dass jene Berliner Gemeinde, von der oben berichtet wurde, sich irgendwann zu einem (gut vorbereiteten) gemeinsamen Schritt entschied: Sie gründete ein Familienzentrum. Mit ihm wirkt sie hinein in den sozialen Brennpunkt ihres Stadtteils und begegnet mit Gastfreundschaft, Sachkunde und Liebe Menschen und Milieus, mit denen sie anders nie in Berührung gekommen wäre.